

ESE

**Emotionale und Soziale Entwicklung
in der Pädagogik der Erziehungshilfe und bei Verhaltensstörungen**



**Heft 3 (2021)
Kompetent im NETZwerk:
Realität – Illusion – Vision?!**

Bibliografie:

Pierre-Carl Link:

Buchbesprechung:

Das eigensinnige Kind. Über unterdrückten
Widerstand und die Formen ungelebten Lebens –
ein gesellschaftspolitischer Essay.

Emotionale und Soziale Entwicklung (ESE), 3 (3), 174-180.

<https://doi.org/10.35468/5903-14>

Gesamtausgabe online unter:

<http://www.es-e-zeitschrift.net>

<https://doi.org/10.35468/5903>

ISSN 2629-0170

**Buchbesprechung:
Das eigensinnige Kind. Über unterdrückten
Widerstand und die Formen ungelebten Lebens –
ein gesellschaftspolitischer Essay**

Pierre-Carl Link

Ette, Wolfram
 Marburg: Büchner-Verlag
 2019, 124 Seiten, 16,00€
 ISBN-13: 978-396-317-185-7

Wolfram Ette betrachtet aus der Perspektive der Literaturwissenschaft heraus interdisziplinär das Sujet des „eigensinnigen Kindes“ als Narrativ. Er entwirft interdisziplinäre Lesarten des „eigensinnigen Kindes“ und zeigt auf, welcher pädagogische Wert und welche gesellschaftlichen Kehrseiten im Eigensinn verborgen liegen. Dabei wird betont, wie konstitutiv (Frei-)Räume für Eigensinn für die Entwicklung über die Lebensspanne sind. Der Untertitel des Buches „Über unterdrückten Widerstand und die Formen ungelebten Lebens“ verweist auf eine gesellschaftliche Problematik, Eigensinn per se als etwas Negatives oder Bedrohliches anzusehen. Kinder und Jugendliche in psychosozialen Beeinträchtigungen können uns „Formen ungelebten Lebens“ vor Augen führen, aber auch zeigen wie Widerstand aufrechterhalten werden kann auch in zum Teil schwierigen Lebenslagen und angesichts von pädagogischen Maßnahmen, die das „eigensinnige Kind“ unter Kontrolle bringen möchten. Kinder und Jugendliche in psychosozialen Beeinträchtigungen zählen in der Gesellschaft als eigensinnige Subjekte. Förderschulen und außerschulische heilpädagogische Einrichtungen stehen angesichts zunehmender Inklusionsforderungen und Exklusionsrisiken als Andersorte des Eigensinns sowie als Schutz- und Durchgangsorte in der Kritik.

Mit Ettes Essay wird ein *anderer* Blick auf die Qualität des Eigensinns auch bei Verhaltensstörungen gelegt, wobei auch die problematischen Seiten nicht verleugnet werden. Unter der Kategorie des Eigensinns und der Frage nach Widerstand wird ein Begriff des Verhaltens und damit auch seiner Störungen vorausgesetzt, der den Diskurs um den Verhaltensbegriff in unserer sonderpädagogischen Zunft neu in Frage stellt. Damit kann sich die Erziehungshilfe bemühen, den Verhaltensbegriff aus seiner behavioristischen Enge zu befreien. Soweit ich sehe, eröffnet diese Perspektive ganz neue Horizonte, um menschliches Verhalten und seine Störungen auch phänomenologisch und lebensweltlich zu verstehen.

In sieben inhaltlichen Kapiteln entfaltet der Autor Facetten der Eigensinnigkeit menschlichen Verhaltens anhand von prominenten Schlagworten, die auch als Analyseraster für sonderpädagogische Forschung zunehmend in den Blick genommen werden sollten:

1. Zur Form und Überlieferung des Märchens: Ette führt nach seiner Einleitung hin zum Genre des Märchens und entfaltet literaturwissenschaftlich die Bedeutung diverser Geschichten für die Genese seiner gesellschaftskritischen Position. Damit wird ein Feldzugang präsentiert, wie er am ehesten noch bei einigen Vertretern psychoanalytischer Pädagogik,

bspw. bei Bittner, zu finden ist. Ette kritisiert hier die Pädagogik nach dem Jahr 1968 und ihr Verhältnis zu „bösen“ Märchen und positioniert diesem Diktum gegenüber die Notwendigkeit, Kindern nicht nur das Gute vorzumachen, sondern auch das Realitätsprinzip anzuerkennen. Dabei übt er Kritik an einer anachronistischen Pädagogik, die den „Schrecken der Wirklichkeit“ verdrängt. Die Verwobenheit eines historischen und psychologischen Moments im Narrativ respektive der Metapher des „eigensinnigen Kindes“ wird entworfen. Im Laufe der Geschichte sei der Eigensinn des Kindes immer wieder als unerwünscht beschrieben und dadurch pathologisiert worden. Die Pathologisierung kindlichen Eigensinns kommt nach Ette einer „Tötung“ des Eigensinns gleich. Vielversprechend erscheint, dass Ette im ersten Kapitel zum Schluss kommt, dass der Eigensinn, der im Erwachsenen „getötet“ werde, in der kindlichen Welt der Wunder und in dem, was Winnicott „good enough mother“ nennt, weiter lebe, da die „good enough mother“ den Eigensinn des Kindes aushalten und ihn damit gewähren lassen kann. Eine solche hinreichend gute Mutter bewahre den Eigensinn des Kindes auch in der Erwachsenenwelt. Weiterhin propagiert Ette, dass die Familie als Institution der Vermittlung zwischen gesellschaftlichen Verhältnissen und der Psychologie des Subjekts diene. Ette legt der Familie eine triadische Struktur zu Grunde (Individuum, Familie, Gesellschaft), die einem ödipalen Dreieck entspricht und damit anschlussfähig ist an psychoanalytisch-pädagogische Diskurse (exemplarisch Rauh 2010 *Triade und Gruppe*). Da Ettes Buch der literarischen Gattung eines Essays folgt, muss man mit Einbußen auf systematischer Ebene rechnen. Mit Blick auf die Psychologie betreibt Ette eher eine wilde Psychoanalyse und man fragt sich, weshalb das Format eines Essays dem einer systematischen Aufarbeitung, die freilich umfassender ausgefallen wäre, vorgezogen wurde. Dadurch verliert das Buch an systematischer Schärfe. Der Autor attestiert zum Beispiel der deutschen Gesellschaft einen Mangel an Urvertrauen als eine Art kollektive Krankheit, was dazu führen könne, dass Eigensinn sich nicht harmonisch in ein stärker inklusives Gesellschaftssystem einfüge, sondern eher in (Selbst-)Zerstörung münde, was dem Leser mit Blick auf die derzeitigen gesellschaftlichen Phänomene nicht verwunderlich erscheinen dürfte.

2. Niederschlagung: Im zweiten Kapitel beschreibt Ette, unter Bezug auf die Studien von DeMause, die Geschichte der Kindheit als einen Albtraum. Der Autor geht historisch aus von einer Geschichte der Gewalt gegen Kinder, die bis heute verdeckt begleitet ist von einer „Geschichte der Gleichgültigkeit, der Beziehungslosigkeit“. Das eigensinnige Kind wird somit zu einem Zeugnis für einen kulturellen Umbruchsprozess der Moderne, in dem sich die elterlichen Rollenbilder verändern. Während das Märchen des eigensinnigen Kindes noch ein Beleg für eine gewalttätige Mutter sei, da die Mutter im Grimm'schen Märchen den Eigensinn des Kindes noch über den Tod hinaus gewalttätig zu unterbinden versucht, werde später von der fürsorgenden und alleinerziehenden Mutter die potentielle Bedrohlichkeit des Mütterlichen verdrängt respektive die Mutter gesellschaftlich idealisiert. Ette übt Kritik am bürgerlichen Bildungsgedanken a la „Werde, der du bist!“. Er ordnet dieses Bildungsideal ein als eine Zumutung für die meisten Menschen, da gerade marginalisierte Gruppen häufig nicht die Freiheit besäßen ihrer Selbstverwirklichung entsprechend Raum zu geben; ein Gedanke, der für unsere Zunft durchaus bedenkenswert erscheint, gerade in Anbetracht dessen, dass eine systematische Ausarbeitung eines sonderpädagogischen Bildungsbegriffs für die Pädagogik bei Verhaltensstörungen bis heute nicht vorliegt. Walkenhorst hat mit Vehemenz immer wieder darauf hingewiesen, dass wir aufpassen müssen, die bildungsbürgerlichen Ideale der Forschenden nicht auf die Klientel zu übertragen.

3. Subversion: Der Struwwelpeter wird als Nachfolger des eigensinnigen Kindes im 19. Jhd. charakterisiert und mit ihm werden die Verbote und das Strafen durch die Eltern in den Blick genommen; eine Perspektive die anschlussfähig ist an Diskurse des Strafens und der Disziplinierung in den Erziehungswissenschaften. Dabei streift Ette auch die komplexe Thematik, dass Opfer zu Tätern werden können.

4. Ambivalenz: Das Thema der Ambivalenzkonflikte der Eltern gegenüber ihren eigensinnigen Kindern wird im vierten Kapitel entfaltet. Ette beschreibt den Abwehrmechanismus der Reaktionsbildung und damit die Umkehrung der elterlichen Gefühle gegenüber ihren Kindern. Dabei zeigt er die Problematik auf, dass man Kinder auch mit zärtlicher Zuwendung und Geschenken begraben könne. Hinter dieser übermäßigen Zuwendung verberge sich nicht selten eine Enttäuschung der Eltern gegenüber ihrem Kind, weil sie darüber zum Beispiel einen emotionalen Mangel oder ein schlechtes Gewissen zu kompensieren suchen. Bezugnehmend auf Kleins psychoanalytische Objektbeziehungstheorie werden die Ambivalenzen, die das Verhältnis zwischen Kindern und ihren Bezugspersonen auszeichnet, näher beschrieben.

5. Amok: Amokläufer beschreibt Ette als Opfertäter, die in ihrem „endlich Tätersein“, sich zu finden, sich zu verwirklichen meinen. Anhand der mythischen Figur des Herakles analysiert der Autor, wie an die Stelle des Ichs auch gesellschaftliche Organisationsformen treten können. Die Bedeutung des Körpers und seine Disziplinierung werden thematisiert, was in der Sonderpädagogik bis auf wenige Ausnahmen heute ein Forschungsdesiderat darstellt. In einer Zwischenbemerkung hält Ette fest, dass der heutige Eigensinn hervorgehe aus der Tatsache, dass das transgenerationale Band zwar gestärkt sei, sich bei gleichzeitiger Fühllosigkeit, da man zwar die Angewiesenheit auf den anderen spüre, aber weniger zu sagen habe. Die Hilflosigkeit mancher Subjekte kann sich dann in Akten der Selbstdestruktion, in Amok und Traumatisierungen äußern. In der Argumentation Ettes gelten Phänomene wie Amok, Selbsterstörung, schizoide Entgrenzung, blindes Aufbegehren um seiner selbst willen als Reaktionsweisen auf eine leere Ordnung eines „geschmeidig-starren Konformismus“, eines „auswendig gelernten Lebens“ (S. 13). In diesem Freiraum wird der Eigensinn nur noch pathologisch kategorisierbar.

6. Diffusion: An der Figur Hamlets und anhand der Studie Foucaults *Überwachen und Strafen* fragt Ette machtanalytisch kritisch nach, ob es heute noch einen Ort gäbe, an dem der Eigensinn der Kinder sich entfalten könne – und das hieße umgekehrt: an dem er unterdrückt werde. „Denn ohne Unterdrückung gibt es keinen Eigensinn – solange sie Freiräume lässt, in denen er sich entfalten kann und solange das Urvertrauen des Kindes nicht entscheidend beschädigt ist“ (S. 98). Der von Müller angestoßene Diskurs um Vertrauen und Vulnerabilität in der Sonderpädagogik ist an dieser Stelle von besonderer Brisanz und anschlussfähig für weitere grundlagentheoretische Überlegungen.

7. Narrative der Indifferenz: Der von Zimmermann initiierte und in seinen Facetten ausgearbeitete Traumadiskurs in der Pädagogik bei Verhaltensstörungen kann im siebten Kapitel eine Resonanz und Ergänzung in Hinblick auf die Subjektlogiken traumatisierter und hoch belasteter Klientel finden. Früheste Verunsicherungen im eigenen Sein, ein Grundkonflikt der Nähe, kann kaum verbalisiert werden. Wo Worte fehlen, kann der Körper mit seinen Bewegungen Ausdruck früherster Traumatisierung sein. Gerade die Improvisation versteht Ette als Sprache für früh widerfahrene Ereignisse, indem man, wenn man improvisiere auf Elementarbewegungen zurückfalle.

Ette kommt zum Ergebnis, dass der Mut maßgeblich ist, „die Augen nicht zu verschließen vor der Grässlichkeit des Daseins“ (S. 9). Heil- und Sonderpädagogik hat als eines seiner maßgeblichen Paradigmen nach Möckel die Erfahrung der Krise zum Gegenstand, man könnte auch sagen, die Erfahrung der Grässlichkeit des Daseins. Dabei gilt es keine Angst vor klaren Worten und (Re-)Kategorisierungen zu haben. Wer in Zeiten von Corona noch von einem post-traumatischen Wachstum spricht, verschließt die Augen von der Grässlichkeit des Daseins für viele Menschen. Als Aufgabe der Humanwissenschaften und damit auch der Sonderpädagogik ist damit, „die Aufdeckung dessen, was unter den verschiedensten Vorwänden [...] weggeschoben und aus den Diskussionen herausgehalten wird“ (S. 10).

Der Essay thematisiert dabei auch mögliche Bedeutungen des Digitalen in der aktuellen Gesellschaft. Inwieweit in digitalen Netzwerken auch Raum für Eigensinn und Widerstand notwendig ist, welchen Illusionen man unterliegt, wenn man pädagogischer Machbarkeitsphantasie Glauben schenken mag und wie wichtig subversives Verhalten auch in Hinblick auf Inklusionen und Exklusionen des Humanen sind, steht angesichts eines einseitig verstandenen Paradigmas der Evidenzbasierung mit diesem Essay in einem für sonderpädagogische Forschung anderen Licht.

„Es war einmal ein Kind eigensinnig, und that nicht was seine Mutter haben wollte.“ Mit diesem Satz beginnt das Märchen aus der Sammlung der Kinder- und Hausmärchen der Gebrüder Grimm. Der Leser wird durch die Brutalität des Märchens irritiert. Denn es beschreibt den von Gott gewollten Tod eines Kindes, der auf sein Ungehorsam gegenüber seiner Mutter zurückgeht. Auch im Grab bleibt das tote Kind seiner Eigensinnigkeit und seinem Ungehorsam gegenüber den Autoritäten treu: „Als es nun ins Grab versenkt war, und Erde über es hingedeckt, so kam auf einmal sein Ärmchen wieder hervor und reichte in die Höhe, und wenn sie es hineinlegten und frische Erde darüber thaten, so half das nicht, das Ärmchen kam immer wieder heraus.“ Ruhe findet das Kind erst durch die strafende Handlung der Mutter, die mit einer Rute auf das Ärmchen schlägt. Befremdlich für unser heutiges pädagogisches Gemüt, vielleicht sogar abstoßend wirken diese Szenen. Aber sie führen, indem sie an das Unbewusste des Lesers zu rühren vermögen, doch mittenhinein in die Thematik der Eigensinnigkeit. Viele Sonderpädagoginnen und Sonderpädagogen kennen doch die Erfahrung, dass das „Ärmchen“ – metaphorisch gesprochen – immer wieder hervorkommt; das heißt, dass sich eigensinnige Verhaltensweisen gerade durch ihren Wiederholungscharakter auszeichnen, der mitunter für die Schwere der Problematik und Aushaltbarkeit mitverantwortlich zu sein scheint. Von einem psychoanalytisch-pädagogischen Standpunkt aus betrachtet, können aufsässige Kinder, zu denen man mitunter keinen Zugang findet, Vernichtungsfantasien seitens der Professionellen hervorrufen, was in einer Gegenübertragungsanalyse einen Platz haben darf. Ettes Verdienst ist es, dass er sich dem Eigensinn der ›kleinen Leute‹ widmet. Genau das macht die Lektüre für eine stärker gesellschaftskritische Verortung der Sonderpädagogik interessant: „Es sind die kleinen Formen des Widerstands, inmitten der vielen anonymen Lebensläufe“ (S. 11). Damit definiert er Eigensinn als „Überlebensstrategie gerade dann, wenn man keine Ausnahmebegabung ist“ (S. 11). Gleichzeitig benennt er den Eigensinn, der an der Grenze zur Psychopathologie verortet werden kann.

Die nach Ansicht des Rezensenten dichteste Szene des Essays befindet sich im zweiten Kapitel. Der Autor beschreibt dort die Tätowierungen respektive die Narbe als „krisenfeste erscheinende Formen der Identifizierung“:

Denn dies ist die Tätowierung vor allem: ein Identitäts- und Wiedererkennungszeichen, das Gleichheit mit sich selbst in Zeiten verbürgt, in denen sie mehr als alles andere gefährdet erscheint. Es ist

die Narbe [...] das der universellen und verstörenden Veränderung entgegengehalten wird – das, was an den Seeleuten von früher haften blieb, wenn sie wieder einmal Schiffbruch erlitten hatten und das salzige Wasser alles, was ihnen gehörte, davongeschwemmt hatte. Wenn sie nackt ans Ufer stiegen, so blieb ihnen doch das Zeichen, das ihnen sagte, wer sie waren; das die Verbindung zu ihrer Herkunft und Vergangenheit herstellte und so etwas wie einen basalen Zusammenhang des Lebens auszusagen schien (S. 34).

Kinder und Jugendliche *in* psychosozialen Beeinträchtigungen tragen nicht selten ihre Narben offen zur Schau. Sie können uns herausfordern aus unserer bildungsbürgerlichen Position und uns die Augen öffnen für die Not des Lebens jenseits akademischer Heilpädagogik. Ettes Essay kann uns ermutigen auch auf unsere eigenen Narben, die sich im Laufe unserer (Bildungs-)Biografie gebildet haben, ehrlich zu schauen und ihnen in einem Reflexionsraum professionell zu begegnen.

Gesellschaftspolitisch kritisiert Ette das Verschwinden von Schutzräumen für Eigensinn, wie sie beispielsweise Schäper 2006 in *Ökonomisierung und Behindertenhilfe* fordert. Was man auch in einem neoliberal eingefärbten Inklusionsparadigma zu beobachten weiß, dass die zu kurz gedachte Abschaffung der Sonderschulen zur Forderung hat. Die Gesellschaft mutiere unter dem Diktat des Neoliberalismus zu einer „alternativlosen Schicksalsinstanz“ (S. 12). Ette markiert die Familie und Bildungsorte als potentielle Schutzräume des Eigensinns. Damit könnten Sondereinrichtungen als Durchgangs- und Andersorte zumindest temporär Schutzräume für Eigensinn darstellen. Ette beschreibt familiäre und Bildungssituationen, unter Bezugnahme auf Foucault, als „durchdrungen von den gesellschaftlichen Gewalten“. Für Sonderpädagogik bedeutet diese Feststellung die ethische Notwendigkeit, dass sie sich selbstkritisch auf ihre Funktion der Überwachung und Disziplinierung hin zu hinterfragen weiß. Der Autor beklagt, dass „das Wechselspiel von Autorität und Eigensinn verloren“ zu gehen drohe (S. 13), womit sein Essay gesellschaftskritisch Anschlussfähigkeit markiert für die psychoanalytisch-pädagogischen Schriften Ahrbecks *Kinder brauchen Erziehung* und *Behinderung zwischen Autonomie und Angewiesensein*.

Durch Ettes Essay kann ein erster Zugang zu komplexen Mechanismen der Verdrängung und Unterdrückung in der Triade Familie – Kind – Gesellschaft gefunden werden, die dann aber einer systematischen Aufarbeitung und Ausgestaltung bedarf, um sie für Aus- und Weiterbildungskontexte didaktisch und inhaltlich ertragreich zu gestalten. Ette ist anzuempfehlen sein Essay in Form einer Monografie systematisch aufzuarbeiten, um das interdisziplinäre Potential seiner Gedanken, die er auf Basis der Lektüre und Interpretation psychoanalytischer, philosophischer Texte, Kinderbücher und klassischer Literatur entwickelt, voll zur Geltung und disziplinärer Anschlussfähigkeit zu bringen. Mit der Kategorie des Eigensinns gelingt es Ette einen Begriff zu lesen, den die Sonderpädagogik einer kritischen Rekategorisierung angesichts ihrer Phänomene unterziehen sollte. Auch Filme wie *Systemsprenger* und *Fallvignetten*, die auf das Konzept des Systemsprengers hinweisen machen deutlich, dass das Verständnis von Eigensinn im jeweiligen Kontext neu auszurichten und nicht immer erwünscht oder pädagogisch zielführend ist. Dennoch vermag Ettes Essay ein Bild vom Eigensinn des Kindes zu zeichnen, das die Eigensinnigkeit als ein Ausbrechen vom Zustand des Gehorsams darstellt, was entwicklungspsychologisch relevant ist. Ahrbecks *Was Erziehung heute leisten kann* greift die von Ette angerissene Thematik systematisch passend auf und verdeutlicht das Wechselspiel von Autorität – im Sinne einer pädagogischen Verantwortung – und Eigensinn. Die Anschlussfähigkeit Ettes Thematik an sonderpädagogische Erziehungsdiskurse ist auch

damit gegeben, dass Ette die Funktion der Erziehung zunehmend an die Gesellschaft und immer weniger an die Familie delegiert sieht.

Trotz aller Interdisziplinarität und Anschlussfähigkeit an Bildungsdiskurse des 21. Jahrhunderts verbleibt der Leser des Essays in einer Ambivalenz. Denn der Anspruch eines Essays ist nicht die Systematisierung von Gegenständen, die angesichts der Komplexität des Themas aber angezeigt wäre. Es bleibt die Frage, welches Ziel Ette mit seinem Essay über den Eigensinn eigentlich verfolgt? Einerseits weist er auf gesellschaftliche und familiäre Problemlagen hin. Andererseits findet sich in Teilen eine wilde Interpretation psychoanalytischer Provenienz mit einer Tendenz zur Polarisierung. Den Erziehungs- und Bildungsdiskurs anregend sind Ettes Thesen bezüglich der Transformation von Unterdrückungsmechanismen. Wenn Ette die systematische Ausarbeitung der Thematik des kindlichen Eigensinns nicht leistet, überlässt er damit aber auch der Sonderpädagogik die Möglichkeit, den Eigensinn zu rekatégorisieren. Eigensinn ist eine wieder zu gewinnende Kategorie und Analysefigur, wenn man davon ausgeht, dass sich am eigensinnigen Verhalten des Subjekts der Verlust gesellschaftlicher Strukturen zeigen kann. Damit wird der Eigensinn zum Indikator für den jeweiligen Zustand einer Gesellschaft. Der Eigensinn ist nicht nur eine potentielle Antwort auf den Gehorsam. Eigensinn kann selbst Gehorsam sein. In einer narzisstischen Gesellschaft propagiert das Subjekt, dass es keinem Gesetz folgt. Aber auch Narziß fragt und lebt nach einem Gesetz aus sich selbst heraus, er hört die Stimme der liebenden Nymphe Echo – die Stimme des Anderen – nicht.

Freiheits- und Unschuldprojektionen auf die Kindheit bedeuten nicht gleich einen wirklich gewährten Freiraum für kindlichen Eigensinn. Auf diese konflikthafte Dynamik weist Ette in seinem Essay hin. Der Versuch der Kontrolle des Eigensinns wird für Ette auch deutlich an der heute häufig vorzufindenden Abhängigkeit der elterlichen Liebe von der Leistung der Kinder, die selten Bedingungslosigkeit kennt: „Das Perfide an diesen Bedingungen ist, dass sie niemals erfüllt werden können. Aus diesem Stoff sind viele Karrieren gemacht, selten glückliche Menschen“ (S. 79). Ette positioniert sich dabei kritisch gegenüber überzogenen Leistungsansprüchen postmoderner Eltern.

Ettes Buch mutet etwas Eigentümliches an, ein Eindruck, der auch anhand der vorliegenden Rezension nachvollzogen werden kann. Die Strukturlosigkeit eines Essays und das Fragmentarische in einigen Passagen sollen nach Ette bewusste Leerstellen offen lassen, die dem Leser die Verantwortung überlassen, diese Leerstellen mit eigenem Inhalt zu füllen.

Lohnenswert erscheint das Vorhaben, diese dichte Beschreibung auf eine systematische Ebene zu heben und die von ihr angestoßenen Impulse sonderpädagogisch zu kontextualisieren und auszubauen. Damit wäre ein wesentlicher Beitrag dazu geleistet, auf die Notwendigkeit von Theorie und Philosophie der Sonderpädagogik hinzuweisen. Gerade in Zeiten der Technodisziplinierung, Quantifizierbarkeit und Messbarkeit des Subjekts würde damit ein Denkraum für Eigensinn in der akademischen Disziplin eröffnet, der menschliches Verhalten und seine Störungen zum Gegenstand hat. Die Eule der Minerva beginnt dann nicht erst mit der einbrechenden Dämmerung ihren Flug.